

WU 8

14

6619

WU

UB LMU - 0015

HELMUT
THIELICKE

VON DER
FREIHEIT
EIN MENSCH
ZU SEIN

8 14 -6619

WU



VON DER FREIHEIT
EIN MENSCH ZU SEIN

416 202 942 300 16



HELMUT THIELICKE

VON

DER FREIHEIT

EIN

MENSCH

ZU SEIN

TÜBINGEN

RAINER WUNDERLICH VERLAG

HERMANN LEINS

REDE ZUM 20. TODESTAG DER GESCHWISTER SCHOLL
GEHALTEN AM 22. FEBRUAR 1963
IN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN

©

1963 by Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins Tübingen. Printed in Germany.
Satz und Druck Tübinger Chronik. Gebunden bei Heinr. Koch, Tübingen.

LMU München
Universitätsbibliothek
Zentrum

00M-44471

WER DES TODES der Geschwister Scholl und ihrer Freunde nur »gedenken« wollte, würde dieses Gedächtnis gerade veruntreuen. Wer nur Gräber bekränzt, hält die Toten von sich fern. Auch die verklärende Erinnerung lügt; denn sie distanziert und entwirklicht. Sie verweigert sich dem Vermächtnis, weil sie die Toten keine Macht über sich gewinnen läßt und ihnen die fordernde Gegenwart verwehrt. Nur dem Dankbaren wird der zeitliche Zwischenraum transparent. Denn er läßt sein Herz anrühren. Nur er läßt die Toten Gefährten sein, deren Anruf er standhält. Nur er — der Dankbare — bringt die Bereitschaft auf, seinen eigenen Weg vor ihnen zu verantworten.

Deshalb macht Dankbarkeit realistisch. Sie entmythologisiert vielleicht, weil sie die Toten sehr dicht heranholt und zu Partnern unserer Dialoge macht, sie an unseren Entscheidungen beteiligt. Genauso haben die Geschwister Scholl es auch ihrerseits gehalten: Wenn ihre Flugblätter Schillers »Gesetzgebung des Lykurgus und Solon«, wenn sie Laotse

und die »Politik« des Aristoteles oder Goethes »Epimenides« zitierten, dann tauchte das nicht als ornamentales Bildungsgut auf, sondern dann wurde es zum heischenden Anruf, dann war es in unerbittlicher Gegenwart da.

So sollte diese Bereitschaft zum Engagement auch den Stil prägen, in dem wir jetzt und in dieser Stunde den Toten Ehre widerfahren lassen: Wenn wir das Kämpfen und Sterben der Geschwister Scholl und ihrer Freunde Christel Probst, Alexander Schmorell, Willi Graf und Professor Huber zum Maß werden lassen, haben wir unter ihren Augen von uns *selbst*, von *unseren* Pflichten und Versäumnissen zu sprechen. Ob wir bereit sind, ihr Vermächtnis *so* zu übernehmen, wird daran erkennbar werden, daß es uns wehtut, daß es beklemmend akut und »existentiell« wird und daß die Trennwand bloßer Feierlichkeit einstürzt, um dafür jenem Herrischen und Heischenden Raum zu geben, das überall dort mächtig wird, wo jemand für einen anderen gestorben ist und wo wir sein Opfer übernehmen, wo wir in sein stellvertretendes Tun hineinwachsen. Bei der letzten Begegnung mit ihren Eltern, ehe der Scharfrichter nach ihr griff, sagte Sophie Scholl auf eine sehr triumphale Art: »Wir haben alles, alles auf uns genommen; das wird Wellen schlagen.« Entweder wir — wir! — sind diese Wellen, oder dieses Sterben ist vergeblich gewesen.

Die Freiheit, für die diese Studenten und ihr Professor starben, war teuer genug erkaufte. Zunächst schon deshalb, weil es im Kraftfeld der Tyrannei gefährlich war, dafür zu streiten. Man nahm ja, indem man für diese Freiheit stritt, nicht ein zugestandenes Staatsbürgerrecht in

Kauf wie in einer Demokratie. Sondern man trotzte den Machthabern gerade ein ungeschriebenes und verweigertes Recht ab.

Die junge Generation, die sich heute dem Vermächtnis dieser Toten stellt, kann sich nicht ernst genug klarmachen, was es heißt, daß ein freiheitlicher Rechtsstaat — im Gegensatz dazu — die Opposition *will*. Er weiß, daß Kritik und Kontrolle zu seinem Leben gehören — aus einem sehr einfachen Grunde: weil die menschliche Schwäche dem Trieb nach Macht nicht gewachsen ist und weil sie ohne Kontrolle und Begrenzung der *Korruption* durch die Macht erliegt. Diese Wunde der menschlichen Natur darf sich nicht schließen, wenn gefährlichste Illusionen und Fehlentwicklungen vermieden werden sollen. Darum hat die Opposition die Bedeutung einer Gaze, die in diese Wunde gelegt wird, um sie offen zu halten und keine latenten Eiterherde aufkommen zu lassen. Die bejahte Opposition ist deshalb ein Zeichen, daß die Natur des Staatsorganismus sich gleichsam selber hilft, daß sie sozusagen Antitoxine wider ihre Schwäche mobilisiert.

Die ideologische Tyrannis dagegen *will* gerade die absolute und darum natürlich auch die *unkontrollierte* Macht. Sie kann das nur wollen — ich darf es einmal sehr direkt und thetisch sagen —, weil sie eine falsche Anthropologie hat: Im Kraftfeld verabsolutierter Macht wird dem Menschen nur noch instrumentaler Rang zugebilligt; er sinkt zum bloßen Material des Machtgewinns und der Machtausübung herab. So wird er der Hörigkeit überantwortet und darf nicht mehr seiner eigenen Verantwortung gehören.

Darum raubt diese Art Tyrannei dem Menschsein *selbst* den Atem. Sie macht schon die pure Humanität zu einem Herd illegaler Opposition und zwingt sie denn auch, sich als diese Macht des »Anti« zu fühlen und zu gebärden. Wir können das nicht aussprechen, ohne der Brüder jenseits der Mauer zu gedenken, die dieses Geschick heute auf ihre Weise wieder neu und immer noch erleiden. Und wenn wir uns dem so Naheliegenden versagen müssen, neben den Geschwistern Scholl auch die Namen derer zu nennen (der Studenten und der Professoren), die drüben in Zuchthäusern leiden, dann nur aus dem schmerzvollen Grunde, weil diese Liste zu viele Namen enthält.

Es ist klar, daß ein solcher »Widerstand aus Menschlichkeit« keiner großen revolutionären Konzeption bedarf, um sich zu entzünden. Er braucht nicht die Vision einer neuen oder gar utopischen Weltordnung. Er ist vielmehr durch die Schlichtheit des Elementaren bestimmt. Was die Geschwister Scholl und ihre Freunde wollten — so heißt es in dem Lebensbericht über sie¹ — »war, daß Menschen wie du und ich in einer menschlichen Welt leben können. Und vielleicht liegt darin das Große, daß sie für etwas so Einfaches eintraten und ihr Leben dafür aufs Spiel setzten, daß sie die Kraft hatten, das einfachste Recht mit einer letzten Hingabe zu verteidigen.« *Die Freiheit, ein Mensch zu sein*, das war alles, was sie beehrten — und was sie zu bezahlen bereit waren.

Dieses Einfachste ist freilich auch das Schwerste. Nur wer selber Verhöre auf der Gestapo durchzustehen hatte,

¹ Die weiße Rose, 1953, S. 10.

weiß, was es heißt, dem Unberechenbaren überantwortet zu sein und den Raum des »Anomos«, des inhuman=Gesetzlosen, zu betreten. Dieser Kampf überantwortete auch der Einsamkeit: Diese jungen Studenten lebten ja wie Wissende in einer berauschten Welt, wie Ausgestoßene in einer Gesellschaft von Konformisten und wie zu mündiger Verantwortung Berufene in einem Volk von Mitläufern und Marionetten.

Diese Einsamkeit fand bei den Scholls noch eine persönliche Zuspitzung besonderer Art: Der Vater war selber im Gefängnis, der Rückhalt des Elternhauses — und welches Elternhauses! — war angetastet, die Brüder und Freunde fern an allen Fronten. In diesen Stunden gab es für Sophie Scholl nicht die Schwungkraft kollektiver Entzündung. Hier gab es nur die einsame Konfrontation mit dem Anruf und die bedrängende Frage, ob er mächtig genug sei, die Anfechtung durchzustehen. Auch für Hans war die Existenz als Frontsoldat jäh verwandelt, als er die Nachricht von der Verhaftung des Vaters empfing. Frontsoldaten gewinnen die Kraft, die Grenzsituationen durchzustehen, vornehmlich durch das Band der Kameradschaft, durch das zusammenschließende Wofür ihres Kampfes. Indem ihm die Heimat hinterrücks in Frage gestellt wurde, für die er doch kämpfend einstehen sollte, indem man seinen Vater anrührte, der für ihn ein Symbol der Heimat, der Autorität und des Menschseins überhaupt war, zerrann ihm auch das Verteidigungsgut, das allem militärischen Kampf seinen Sinn gibt. So wurde ihm selbst die stärkende Solidarität der Frontkameradschaft geraubt, und er begann noch aus ande-

ren Wunden zu bluten, als man sie auf dem Schlachtfeld empfängt.

Nur bei solchen Meditationen läßt sich erahnen, welche Größe des Herzens aus dem Worte spricht, das Hans seinem jüngeren Bruder sagte, als die Nachricht von der Verhaftung des Vaters sie beide erreichte: »Wir müssen das anders tragen als andere. Das ist eine Auszeichnung.« »Ander als andere« — hier wird beides deutlich: die Ermächtigung durch einen Anruf, der unerbittlich ist und sich auf keinen common sense mehr stützt, und zugleich die aristokratische, herrische Einsamkeit eines Wissenden, die ihn selbst von den Kameraden scheidend mußte — von jenen also, für die er gewiß ein guter Gefährte und denen er herzlich zugetan war.

Die schmerzvollste Ausgliederung aus dem, was man damals die Volksgemeinschaft nannte, ergab sich aber noch aus anderen Gründen: Sie folgte aus dem furchtbaren Zwang, dem eigenen Volk die Niederlage wünschen zu müssen. Das konnte nicht ohne quälende Gewissenskonflikte abgehen, nicht ohne die Not, an der sich auch die Männer des 20. Juli wundrieben. Ein verblasener Kosmopolit oder ein bloßer Zuschauer des weltpolitischen Spiels könnte an diesem Wunsche nie so leiden wie diese, die ihr Volk doch liebten und in deren Herzen Deutschland verankert war. Es war quälend, sich der Erkenntnis stellen zu müssen, daß die Tyrannei nur durch eine militärische Niederlage gestürzt werden könne. Und so mußten sie — *welch tragische Dialektik!* — *um* des Vaterlandes willen den *Sturz* des Vaterlandes wünschen. Ja, noch mehr: Sie sahen sich dem Im-

perativ überantwortet, als Partisanen der Freiheit hinter der kämpfenden Front zu wirken. Dieses also Gebotene zu wollen und damit ständig in die Nähe des Verruchten zu geraten, diese Nötigung, das niedere und zagende Gewissen täglich mit dem *höheren* Gewissen, mit der Souveränität des Mündigen zu besiegen — —: all das mußte sie in Konflikte stürzen, die diesen jungen Herzen fast zu schwer sein mochten und vielleicht auch zu schwer gewesen wären, wenn ihr philosophischer Lehrer Kurt Huber ihnen nicht geholfen hätte, diese Last gedanklich zu bewältigen. Er aber war — dieses Glück wurde ihnen zuteil — der »Professor« im eminenten Sinne des Wortes, der durch Bekennen Lehrende. Er war einer, der die Wahrheit erlitt und sie zum Gesetz seines Lebens und Sterbens machte. Hier wurde die Existenz eines Menschen zum Medium, in dem sich die Wahrheit entbarg und in dem sie dann als *gelebte* Wahrheit glaubwürdig, mitreißend und ansteckend wurde.

Er war es, der sie durch jenen aufwühlenden Widerstreit zwischen der Illegalität ihres Handelns und der Legitimität ihres revolutionären Wollens hindurchführte. Er tat das mit Gedanken, deren Aussageform durch den Ernstfall wie gehärtet war und die vor dem Volksgerichtshof das Siegel des Blutzuges empfangen. Denn so lauteten sie nach den hinterlassenen Papieren: »Es gibt für alle äußere Legalität eine letzte Grenze, wo sie unwahrhaftig und unsittlich (wo sie also illegitim) wird. Dann nämlich, wenn sie zum Deckmantel einer Feigheit wird, die sich nicht getraut, gegen offenkundige Rechtsverletzung aufzutreten. Ein Staat, der jegliche freie Meinungsäußerung unterbindet, bricht ein un-

geschriebenes Gesetz.« Indem er das sprach, schloß er Fichtes Freiheitslehre mit der »Freiheit eines Christenmenschen« zusammen. Hier hörte das »Gefilde hoher Ahnen« auf, ein romantischer Hain und ein Terrain von Bildungsgütern zu sein. Hier nahm eine erlauchte Tradition in *Pflicht*. Zugleich aber wurde sie auch zum Ort der Geborgenheit für die Unruhe des Gewissens. Und sie schenkte die tröstende Gewißheit, sich in unantastbarer Gesellschaft zu befinden.

So wurden auch die Flugzettel, die sie mit List und Fingigkeit — und sicher auch mit der Lust am Abenteuer! — auf den Weg brachten, nicht zu demagogischen Pamphleten, sondern sie waren Traktate, die über den Augenblick hinauswiesen; denn in ihnen wurden die Ahnen des Geistes beschworen. Wer dem jüngsten Bruder beim letzten, bewegenden Abschied sagen kann: »Bleib stark — keine Zugeständnisse!«, der muß nicht nur unbedingt *gewollt*, der muß auch zu Ende *gedacht* haben und mit seinem *Geiste* im reinen sein.

Wenn wir so von dem Preis sprechen, den sie für ihre Freiheits-Tat zu zahlen bereit waren, darf auch der Schmerz der sehr persönlichen Abschiede nicht verschwiegen werden. Wir denken mit Ehrerbietung an die Eltern und Geschwister, die ihr bitter erlittenes, aber auch stolzes Ja zu alledem gaben und so mit Hans und Sophie durch die Gemeinschaft der Mitvollziehenden verbunden waren. Diese Verbundenheit in Sache und Auftrag mochte die Schwere des Abschiedes mildern und mußte sie doch auch erhöhen. Es war ja doppelt schwer, Bande zerschnitten zu sehen, die nicht

nur durch das Blut, sondern auch durch die Gemeinschaft der Herzen geknüpft waren.

Wir wollen hier die Gefahr vermeiden, das Unsagbare doch sagen zu wollen, und wollen auch nicht in Wunden wühlen. Die andeutende Frage mag genügen, was es die Eltern gekostet haben mag, den väterlichen und mütterlichen Urwunsch nach Bewahrung und Behütung — und *welche* Kinder, welche Kinder wären hier zu bewahren gewesen! — diesen Urwunsch zu überwinden und das Opfer ihrer Kinder in letzten Abschieden und Auge in Auge mit den Dahingekenden zu vollziehen. Die nur kreatürliche Verbundenheit von Eltern und Kindern wäre damit überfordert gewesen. Hier aber lebte die Gemeinschaft zwischen ihnen zugleich aus dem Tertium eines Auftrages, der beide Generationen umfing und von dessen Übermacht sie sich miteinander gefordert wußten. »Ich möchte, daß ihr grad und frei durchs Leben geht, wenn es auch schwer ist«, hatte der Vater seinen Kindern eingepägt. Vor diesem Imperativ, unter dem er selber stand, wurde der Unterschied der Generationen relativiert. Hier wurde der Vater zum älteren Kameraden, der das, was größer war als sie alle, zuerst auf sich selber nahm. Im Namen dieses Größeren mochte er die Kraft gewinnen, die preiszugeben und zu opfern, mit denen dies Größere ihn eben erst zu vertiefter Gemeinschaft zusammengeschlossen hatte. Wirklich: es mochte schwerer und leichter sein, daß er gerade *diese* Kinder hatte und daß er gerade *so* mit ihnen verbunden war. Vor diesem Vater und seinem Opfer verneigen wir uns.

Obwohl die so jung sich Opfernden — menschlich ge-

sprochen — makellos waren, so wußten sie sich angesichts der hereingebrochenen und geduldeten Tyrannei doch jener allgemeinen Solidarität der Schuld einbeschlossen, die das deutsche Volk und damit auch sie selbst belastete. In einem der Flugblätter heißt es, daß niemand sich von der Mitschuld an dem deutschen Verhängnis freisprechen könne. »... jeder ist schuldig, schuldig, schuldig!« Hier mag ihr Vermächtnis uns einer ersten scharfen Befragung aussetzen:

Der rasante wirtschaftliche Aufstieg, der uns geschenkt war, droht uns vergessen zu lassen, welche Hypotheken von Schicksal und Schuld auf dem Beginn unserer jüngsten Epoche liegen. Die Menschen der Bibel wußten noch, daß die Schuld der Väter bis ins dritte und vierte Glied hinausgriff; auch die alten Tragödien wußten es auf ihre Art. Hier ertrug man noch die Last der Erkenntnis, daß keine Generation am Nullpunkt beginnt, sondern daß sie die Fracht der Vergangenheit zu übernehmen hat. Wo aber sind in unseren heutigen Rufen nach Wiedervereinigung, nach den verlorenen Gebieten jenseits von Oder und Neiße, wo sind in unseren Selbstbestimmungspostulaten auch nur Spurenelemente dieses Wissens erkennbar, daß der Herr der Geschichte uns offensichtlich einem Gericht überantwortet hat und daß wir selber es waren, die dieses Gericht provozierten?

Diejenigen, die in zeichenhaftem Widerstand das Nahen dieses Gerichtes verkündeten und als getreue Wächter von den Mauern ihre Weckrufe an die Schlafenden ergehen ließen, bis sie heruntergeholt und aufs Schafott gezerrt wurden — — diese alle haben es in der Reinheit ihrer Ju-

gend gewußt und sich in die Schuldsolidarität eingeschlossen. Wir aber, die Überlebenden der Katastrophe, wir, die sich *nicht* geopfert haben, tun so, als ob nichts gewesen wäre, und gebärden uns als die Fordernden. Und derweil leben und wirken noch Mörder unter uns — und die menschlichen Gerichte sind sehr sanft zu ihnen.

Man verstehe mich ja nicht falsch: Ich meine nicht, daß das Wissen um geschichtliche Schuld und ihre Begleichung uns der Passivität oder gar fatalistischer Indifferenz überantworten dürfte. Graf Lehndorff, der Verfasser des Ostpreußischen Tagebuchs, hat in seiner Paulskirchen-Rede sehr richtig bemerkt: eine simple Preisgabe der östlichen Heimatgebiete würde uns Deutsche in den Augen der Welt keineswegs glaubwürdiger machen, sondern sie würde uns nur als *noch* labiler, wankelmütiger und bindingsloser erscheinen lassen. Ich vermisse (und allein darauf kommt es mir an!) nur einen bestimmten *Ton* in jenen Forderungen: den Ton des Wissens, daß es hier nicht um selbstverständliche Postulate und auch nicht um einen unbelasteten Raum geht, in dem sie zu erheben wären, sondern daß die Wiederherstellung des Verlorenen nur ein gnadenvoll Gewährtes sein könnte, nur etwas, das wir uns keinesfalls *selber* zusprechen können — das aber auch keine irdische Macht uns versagen dürfte, *wenn* es uns so gewährt wird. Man könnte mit den Worten der Bibel sagen, daß nur der Demütige die Chance der Gnade gewinnt.

Vielleicht ist dies der Unsegen, der trotz allen Wohlstandes auf uns lastet und sich subjektiv als Unbehagen geltend macht: daß wir die elementaren politischen Pro-

bleme Deutschlands wie ein wertfreies politisches Calcul angehen und daß wir sie nicht in der Demut von Betroffenen zu lösen versuchen. Es war gerade diese Demut der jungen Münchener Studenten, die selbst in den leidenschaftlichsten Weckrufen und Anklagen ihrer fliegenden Zettel niemals das demagogisch Fordernde aufkommen ließ. Nein: man verstand es als gnadenvolle Gewährung, wenn inmitten allen verruchten Mitläufertums und feiger Korruption noch einmal und unverdient eine Wende geschenkt werden würde. Und die gleiche Demut befähigte sie, ihr eigenes Lebensschicksal vertrauend dem zu übergeben, der diese Wende schenken oder auch versagen konnte.

Hans Scholl starb am Schafott mit dem Ruf: »Es lebe die Freiheit!« Wer so dachte und glaubte wie er, konnte sein letztes Wort nur als eine *Botschaft* verstehen. Darum mußte das Wort Freiheit für ihn mit einem Sinngehalt erfüllt sein, der ihm das Siegel des Letztwürdigen verlieh. Was wollte dieses Bekenntnis zur Freiheit, was wollte sein Sterbewort besagen?

Sicher zunächst etwas überaus Schlichtes: daß ich als Mensch leben und keine Marionette sein möchte; daß ich unverwechselbar ich selbst sein darf; daß ich nicht wie der Funktionär eines ideologischen oder Interessen-Systems zu einem leeren Briefumschlag zu werden brauche — — ohne eigenen Inhalt, aber mit ständig wechselndem Absender und Adressaten.

Freiheit hieß für ihn, den Anruf zu je eigener Entscheidung vernehmen dürfen und von diesem Anruf zu eigenem

Wollen und Handeln ermächtigt zu werden. Dadurch wurde Freiheit zu einer schwingentragenden Macht, die in offene Bewegungsräume führte. Aber sie wurde auch zu einem Gewicht, das geschleppt werden mußte. Denn sie erlaubte es nicht, sich unter den Fittichen des allgemeinen Man zu verstecken und nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes zu leben und »mitzumachen«. So finden sich auf den Flugzetteln Worte tiefer Verachtung für die »seichte, willenlose Herde von Mitläufern, denen das Mark aus dem Innersten gesogen ist und die nun, ihres Kernes beraubt, bereit sind, sich in den Untergang hetzen zu lassen«. »Wenn jeder wartet«, so heißt es etwas später, »bis der andere (mit der Auflehnung) anfängt, werden die Boten der rächenden Nemesis unaufhaltsam näher und näher rücken, dann wird auch das letzte Opfer in den Rachen des unersättlichen Dämons geworfen sein.«

Wer so zu der Bestimmung des Freien durchgefunden hat, läßt sich nicht mehr von der Masse normieren, sondern es ist umgekehrt: er hält der Masse *seine* Normen vor. Läßt er sich selber normieren und wird er so Konformist, dann wird auch er nur zum willenslosen Molekül jener Masse. Hält er dagegen der Masse in freiem Gegenüber *seine* Normen vor, so hilft er ihren Gliedern, den Status der Masse zu überwinden und zu mündiger Selbstbestimmung durchzufinden. Nur der selber mündig Gewordene verfügt über die Vollmacht, diesen befreienden Ruf laut werden zu lassen. Und hier sah der Kreis um die Geschwister Scholl vielleicht seine tiefste Mission.

Diese Mission kann nur jemand erfüllen, der auch die

Last der Freiheit bejaht. Denn es *ist* eine Last, ins Gegenüber zum allgemeinen Trend zu treten und auf das Gesetz des geringsten Widerstandes zu verzichten. Das ist keineswegs nur schwer für die Bewohner *tyrannischer* Gelände, sondern auch für die Bürger und Politiker eines freiheitlichen Rechtsstaates. Selbst wenn demokratische Staaten *nicht* den Preis des Opfertodes fordern, so hat die Versuchung, sich zur Funktion eines allgemeinen Gefälles zu machen, doch auch hier ihre Macht. Unser Staatswesen kennt zwar nicht das Schafott, aber es kennt Wüsten der Einflußlosigkeit, in die es die Eigenwilligen entlassen kann, es kennt auch den verführerischen Zauber der Popularität und des Prestiges, mit denen die Öffentlichkeit alle Bestätigungen ihrer selbst honoriert und durch deren Entzug sie sich rächt.

Angesichts der so teuer erkauften Freiheit, die wir in dieser Stunde betrachten, wirkt es darum beklemmend und makaber, sehen zu müssen, in welchem Maße heute die Meinungsforschungsinstitute (sie seien hier symbolisch und stellvertretend zitiert) selbst manche von denen in ihren Bann zu schlagen drohen, die als Politiker besondere Verantwortung tragen und durch erhöhte Grade von Mündigkeit ausgezeichnet sein müßten. Wir scheinen dicht vor der bedrückenden Möglichkeit zu stehen, daß von diesen Zentren her nicht mehr bloß Meinung erforscht, sondern auch Meinung gebildet wird. Sind nicht manche Manager unserer Wahlen offensichtlich bereit, sich jedes normativen Auftrags dadurch zu entschlagen, daß sie unbewußte, aber durch genaue Testverfahren erforschte Leitbilder in Parolen

und Schlagworte ummünzen, daß sie sich als Funktionen allgemeiner — und gewiß nicht edler! — Triebe gebrauchen lassen und so der Sucht der Masse nach Selbstbetätigung dienstbar werden?

Es wäre freilich unfair, wollten wir den sehr naheliegenden Impuls übersehen, der immer wieder in diese Versuchung und in dieses Weichwerden treibt: Wer in Demokratien handeln will, muß ja *Macht* gewinnen. Er gewinnt die Macht aber nicht durch einsame, wenn auch noch so wahre und beherzigenswerte Deklamationen, sondern er gewinnt sie nur so, daß er den Consensus *vieler* gewinnt. Dieser Consensus ist seinerseits nur zu erreichen, wenn die Menge den, der an und mit ihr handeln will, als den *ihren* empfindet, wenn er als der Exponent ihres *eigenen* Willens erscheint. Auf dieser notwendigen Analogie zwischen Herrschenden und Folgenden, Regierenden und Regierten beruht das eigentliche Strukturgesetz, aber auch die ungeheuerliche Versuchung demokratischer Machtorganisation.

Das ist leicht zu begreifen: Denn nun, nicht wahr, liegt es sehr nahe, jene Analogie in der Weise zu erreichen, daß die Führenden dem Volk nach dem Munde reden, daß sie ihre notwendige Popularität (also ihre statistische Qualifizierung zur Macht!) durch Willfährigkeit gegen die Masseninstinkte gewinnen. Gerade das so Naheliegende, das sich scheinbar aus der Struktur der Demokratie Ergebende, ist gefährlich.

Nun ist es gar nicht so einfach, die Alternative zu dieser Verirrung zu formulieren. Sie kann sicher nicht darin bestehen, daß man ohne Rücksicht auf Verluste oder auf Er-

folg (und ohne die »Kunst des Möglichen« zu respektieren!) einfach seinen Standpunkt vertritt. Hier müßte sehr viel genauer differenziert werden. Vielleicht darf ich die entscheidende Nuance, um die es hier geht, einmal so ausdrücken:

Wer zu den politisch Führenden seines Volkes gehören will, muß ihm mit einem Auftrag gegenüberreten, den er gerade *um* des Volkes willen nicht von ihm *selber* empfangen darf, den er vielmehr aus der Verantwortung *eigenen* Wissens und Gewissens gewinnen muß. Das Kriterium dafür, ob er diese Unabhängigkeit hat, besteht darin, daß er nicht um *jeden* Preis Macht gewinnen will, sondern daß er sich auch in die Wüste der Machtlosigkeit und des Ausrangiertsein schicken läßt, daß er also auch zeichenhaft zu resignieren bereit ist. Vielleicht macht er seinen gescheiterten Willen gerade damit erst glaubwürdig und verhilft ihm so zu moralischer Legitimität.

Wir aber haben, wenn ich recht sehe — und ich fürchte, ich sehe recht! — viel zuviel Karrieremacher unter uns, Laufbahnrenner um jeden Preis, und viel zuwenig Grollende und um ihrer Sache willen Gescheiterte im Hintergrunde — jene Leute also, von denen Glaubwürdigkeit ausgeht, die nun *gerade* Maße setzen und die so auf verborgene Weise nun erst recht »maßgebend« bleiben. Es könnte in diesem Mangel begründet sein, daß dem Stand der Berufspolitiker vielfach nicht *der* moralische Rang zugebilligt wird, der ihm doch zukäme und den wir ihm alle wünschen möchten. Um so dankbarer sind wir für *die* Gestalten — und wir sind froh, daß es auch sie gibt! —, die sich diesem Gefälle entgegenstemmen und zu denen wir aufsehen dürfen.

Aus der Todeszelle der Geschwister Scholl trifft uns jedenfalls an dieser Stelle ein Anruf von tödlichem Ernst:

Auch hier wollten junge Menschen das Steuer herumreißen, als die Fahrt in einer geschichtlichen Katastrophe zu enden drohte. Auch sie suchten, damit dieser Griff gelinge, Gesinnungsgenossen zu werben und also — natürlich! — eine Macht im Volke zu werden. Und vielleicht haben sie davon geträumt, eine Bewegung zu entfachen, deren Fahnenträger sie sein dürften. Aber — — sie suchten die Macht über das Steuer nicht so, daß sie sich bei der Mannschaft des Schiffes zuerst lieb Kind gemacht hätten. Sie wußten, was sie wollten, und duldeten keine Abstriche. Sie ließen die Mittel, mit denen man zu Erfolgen kommt, nicht Herr über ihre Zwecke werden. Sie wollten ihre Sache makellos und unantastbar erhalten. Darum waren sie auch bereit zu scheitern. Darum kalkulierten sie auch den Untergang als mögliches Resultat ein. Und sie vertrauten dabei auf etwas, das wir Heutigen bestätigt sehen: daß diese Art des Scheiterns nämlich *selber* eine Macht sei, daß sie die zeugetische Kraft des Zeichens habe und daß ihre Kommilitonen von später — die nun fast ihre Söhne sein könnten — hier einmal Maß nehmen könnten.

Und in der Tat: Was wären wir heute, wie stünde Deutschland vor der Welt da, wenn diese Zeichen *nicht* aufgerichtet worden wären, wenn das andere Deutschland in diesen Jünglingen und auch in den Männern des 20. Juli *nicht* so sichtbar Gestalt gewonnen hätte? Hier wird die geschichtliche Macht der Gescheiterten offenkundig. Hier wird der nachwirkende Segen spürbar.

Vielleicht ist es aber gut, neben das, was so mit dem Ernst der Letztgültigkeit behaftet ist, auch die einfache Klarheit ihres menschlichen Bildes zu stellen, das Bild dieses Typus von jungen Leuten also, der sie nun einmal waren. Doch selbst *das* können wir nicht mit »uninteressiertem Wohlgefallen« tun. Auch hier wird uns der maßstäbliche Rang dieses Bildes in Pflicht nehmen.

Wir sehen auf den Photos junge, klare Gesichter, nicht fanatisch, sondern wie wartend, was das Leben ihnen an Fülle noch zu erschließen habe — jenes Leben, auf das sie dann verzichten mußten. Auch die Weichheit des Unvollendeten liegt noch über dieser »Saat von Gott gesät, am Tage der Ernte zu reifen«. Und man spürt diesen Gesichtern ab, was die Berichte über sie sagen und was aus ihren eigenen Äußerungen hervorgeht: daß sie keine mit dem Leben Hadernden, mit ihm Zerfallenen waren, sondern daß sie das Glück genossen, zu »sein« — — und jung zu sein. Sie kannten die Wonnen der Liebe und der Freundschaft, sie sangen und verstanden zu lachen; und keineswegs nur Denker und Dichter, sondern auch Blumen und Alpengipfel waren ihnen vertraut. Sie waren inmitten der Mission, die sie erfüllte und in Besitz genommen hatte, gleichwohl gelassen und voll Humor. Und die Gelöstheit ihres Wesens (die sicher auch damit zusammenhängt, daß sie aus der Erlösung lebten, daß sie ganz einfach junge Christen waren), diese Gelöstheit ging mit ihnen bis in die letzten Stunden und ließ sie krampflos und aufrecht schreiten. Als Bruder und Schwester sich durch die Freundlichkeit eines Wärters in der Todesstunde noch einmal sehen und mit Christel Probst

eine Zigarette rauchen durften, da war bei allem Ernst im Angesicht der Ewigkeit doch wieder gelassene Heiterkeit im Raum.

O ja: sie lebten in existentieller Opposition, sie waren Nonkonformisten; aber sie waren es nicht aus Selbstzweck und nicht im Namen eines generellen Daseinshasses, wie er den heutigen Nonkonformismus junger Leute vielfach durchsäuert. Sie hatten ihr Leben zwar gegen etwas eingesetzt; aber dieses Etwas war zur Gegenmacht ja nur deshalb geworden, weil sie von einer großen Bejahung her lebten, weil sie Werte gefunden hatten, um deretwillen es sich lohnte zu leben und auch das Leben zu lassen: die Freiheit, ein Mensch sein zu dürfen, die großen Überlieferungen ihrer Kultur, aber auch die Gestalten von Vater und Mutter und alles, was in ihnen auf sie herabsah. Sie lebten gewiß nicht aus einem abstrakt verstandenen kategorischen Imperativ, sondern sie wußten von dem, wofür sie kämpften, auch zu *träumen*: sie streckten sich nach ihm mit der Glut junger und unverdorbener Seelen, an denen die Skepsis noch nicht gefressen hatte. Und vielleicht hätten auch sie einem Kommilitonen von heute hinterlassen können, was Marquis Posa seiner Königin für Don Carlos auftrug:

»Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird . . .
daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.«

Wenn es etwas zu hassen galt (und der Widerwille stieg ihnen ja in die Kehle!), so wurde ihnen dieser Haß doch nicht zum »habitus«, sondern er blieb punktuell auf die feindliche Tyrannei beschränkt. Das übrige Leben aber liebten sie. Ja: die Inbrunst dieser Liebe durfte nicht angekränkelt werden von dem, was sie verachteten. Sie mußte gehütet werden und unversehrt bleiben, weil sie gerade das umschloß, in dessen *Namen* sie verachteten. Zornige junge Leute, die sich selbst und sonst niemandem in der Welt gut sind, die »unter einem inneren Juckreiz leiden und niemanden haben, der sie kratzt« (Kurt Hahn) — solche zornigen jungen Männer waren sie jedenfalls nicht. Es war wohl ihr Charisma des Enthusiasmus, das sie von den permanenten Mäklern unterscheidet, die die Opposition als Lebenshaltung betreiben.

Wahrscheinlich hätten sie auch ein bißchen ironisch auf das aufgeregte Getue und die etwas hysterische Entrüstung herabgeblickt, in die uns heutzutage jede politische Krise zu versetzen pflegt. Haben nicht eben erst prominente und gewöhnliche Leute, auch ausgewachsene Professoren, noch von einer Krise des Rechtsstaates gefaselt, haben sie nicht einige Kleinkariertheiten und Fragwürdigkeiten einiger Politiker zu einer Untergangsvision dramatisiert, die sie in einen etwas gußeisernen status confessionis trieb und auf Pappkarton-Barrikaden steigen ließ? Ist damit das zweifellos Gute, das in diesem Wachwerden der Öffentlichkeit, in diesem plötzlichen Stutzigwerden des Rechtsbewußtseins doch *auch* lag, nicht zugleich wieder fragwürdig geworden? Wie große Worte sind da gefallen, wo es doch gar nichts

kostete und gänzlich gefahrlos war — — Worte, die damals jedenfalls *nicht* zu hören waren, als die Geschwister Scholl ihre Zettel in den Lichthof flattern ließen. An *ihrer* Tat gemessen wirkt dieses aufgeregt Protestierende nur peinlich und beklemmend. Es ist, wie wenn der Nachholbedarf an einst versäumtem Widerstand plötzlich zum Überlauten, zur »Überkompensation« drängt. Wir Deutsche sind maßlos auch in solchen Hysterien. Wir sollten darum Maß nehmen an der Größe wirklichen Widerstandes, um die Kraft der Gelassenheit zu gewinnen.

Damit stehen wir vor der schwersten Frage, die uns die Opfertat der Münchener Studenten stellt. Ich spreche sie nur mit Zagen aus, weil sie nun wirklich eine Frage des Gerichtes über uns ist. Sie lautet: Hat Hans Scholl bei seinem letzten Ruf »Es lebe die Freiheit!« wirklich das gemeint, was wir *heute* als unsere Freiheit verstehen? Was würde er zu dem sagen, was unsere Generation etwa als das hohe Gut der Pressefreiheit feiert? Ohne Zweifel *ist* sie ja ein hohes Gut, das in Frage zu stellen mir ganz fern liegt. Sie ist schon deshalb zu achten, weil Freiheit grundsätzlich unteilbar ist. Der doktrinäre Formalismus jedoch, mit dem Pressefreiheit heute nicht selten in Anspruch genommen wird — jener Formalismus, der das Recht usurpiert, in die Intimsphäre einzudringen, Autorität abzubauen, Schadenfreude zu kultivieren und fragwürdige Leitbilder zu erzeugen —, diese doktrinäre Freiheitsversessenheit droht die Freiheit gerade zu ruinieren. Es ist meine feste Überzeugung, daß heute nicht eine ideologische Tyrannei oder sonst eine

drohende Diktatur der Feind unserer Freiheit ist, nein! *Die von uns gelebte Freiheit ist sich selbst der größte Feind.*

Es ist nicht zu übersehen, daß hier ein fundamentaler Frontwechsel vorliegt gegenüber *der* Situation, in der die Geschwister Scholl kämpften. Wenn es damals das Thema war, die Freiheit gegenüber dem totalen Staat zu verteidigen, so könnte es heute zum Thema werden, den Staat vor der zügellosen Freiheit entfesselter Gruppen oder Publikationsorgane in Schutz zu nehmen. Karl Marx hat einmal gelehrt, daß Freiheit gefährlich werden könne, wenn sie zum Monopol derer werde, die durch den Besitz von Produktionsmitteln die Überlegenen seien. Denn dann führe sie nur zu einer Herrschaft der Stärkeren und damit zur Verknechtung der Schwachen. Es bedarf nur einer erschreckend kleinen Überblendung, um die von Marx gemeinte Krise der Freiheit in *unserer* Situation akut werden zu sehen. Man braucht nur das Wort »Produktionsmittel« mit dem Wort »Publikationsmittel« zu vertauschen, um im Namen einer mißverstandenen Pressefreiheit (nur diese meine ich natürlich!) zwei Klassen von Bürgern entstehen zu sehen: solche, die sich austoben können, und solche, die den Tobenden ausgeliefert sind.

Ich würde mir unredlich vorkommen, wenn ich dies alles angesichts einer Freiheit, für die gestorben wurde und die wahrlich anders gemeint war, verschweigen würde. Die seriöse Presse, die es gottlob *auch* unter uns gibt, braucht sich davon nicht getroffen zu fühlen. Aber das Unheil mißverstandener Freiheit frißt in vielerlei Gestalt an uns, und der Herd dieses Unheils scheint sich ständig zu vergrößern.

Die Freiheit, für die hier gestorben wurde, ist aber nicht nur Gericht, sie ist auch von tröstender Kraft. Sie ist eine Botschaft der Weiterführung.

Diese jungen Menschen waren nicht bloße »Konsumenten« des Freiheitsgutes. Sie wußten, daß die Freiheit sich verzehrt, wenn sie nur als garantiertes Recht, als das Trinkgeld der Demokratie, in Anspruch genommen und genossen wird. Sie stellten deshalb die Frage nach dem Nachschub und nach dem, was Freiheit *begründet*. Sie wußten, daß nur ein Befreiter frei sein kann — nur einer (um es im Klartext zu sagen), der dem Widerfahrnis der Erlösung offensteht. Nur wer an die *letzte* Macht gebunden ist, bleibt dem Vorletzten gegenüber frei. Denn Freiheit kann nicht in der Preisgabe aller Bindungen gelebt werden — dann wird sie vielmehr zerstörerisch —, sondern sie ist selbst nur eine bestimmte *Gestalt* der Bindung. Darum findet auch nur der sich selbst, der Gott findet und von ihm die Ermächtigung empfängt, reichsunmittelbar zu ihm zu sein und nichts Vorletztes über sich Herr werden zu lassen. Das Geheimnis ihres jungen Lebens war, daß sie zu dieser Quelle der Freiheit durchgefunden hatten. Darum durfte sie nichts scheiden von dem, was sie hier zu tragen und zu bestimmen begonnen hatte, auch der Tod nicht.

So kann es in ihrem Lebensbericht heißen, daß ihnen in jener Zeit Christus der »seltsame, große Bruder« geworden sei, »der immer da war, noch näher als der Tod«. Der, in dessen Hand ihre und ihres Volkes Geschicke lagen, nahm ihnen alle knechtende Furcht. Fürchten muß man bloß, so schrieb Sophie in ihrem Tagebuch, »um die Existenz der

Menschen, weil sie sich von dem abwenden, der doch ihr Leben ist«. Und Christel Probst schrieb an seine Mutter — nachdem er, der konfessionslos aufgewachsen war, noch die katholische Taufe begehrt hatte —: »Ich danke Dir, daß Du mir das Leben gegeben hast. Wenn ich es recht bedenke, war es ein einziger Weg zu Gott. Ich gehe Euch jetzt einen Sprung voraus . . .«

Unsere Freiheit lebt aus diesen Quellen, auch wenn sie für viele verschüttet sind. Die Maschine abendländischer Kultur wurde einmal von diesem Motor in Gang gesetzt. Ihre Schwungräder täuschen uns darüber hinweg, daß die Maschine noch eine Zeitlang — Jahrzehnte vielleicht — weiterläuft, auch wenn der Motor abgestellt ist. Aber ihre Bewegung nimmt beängstigend ab. Der Schwung der Freiheit, der des Antriebs und der Nachschubkräfte bedarf, verzehrt sich. Darum durfte es nicht verschwiegen werden, woher die Kraft jener Freiheit stammte, die zum getrosteten Sterben befähigte. Diese Jungen waren zur Freiheit Ermächtigte, darum blieben sie ungebrochen. Und darum war es nicht nur die »Haltung« des Soldaten von Pompeji, die sie stehend sterben ließ, sondern darum war es ein »Halt«, in dem sie gründeten. Nicht die Tapferkeit, *mit* der sie standen, war ihr eigentliches Geheimnis, sondern der Grund, *auf* dem sie standen. Und letzten Endes lebten sie aus der Bitte: »Wenn ich einmal soll scheiden, so scheid nicht von mir.«

Mögen die, die als junge Studenten ihr Leben für uns hingegeben haben, ihr Haupt nicht verhüllen müssen, wenn sie uns am Werke sehen, für *die* sie dieses Leben doch ließen. Möge das Salz jener Freiheit, die sie gemeint haben, in un-

seren Händen nicht in Fäulnis übergehen, sondern uns vor der Fäulnis bewahren. Möge ihr junges Leben uns anrühren — — aber noch mehr das, von *dem* sie gelebt haben.

Kürzlich fiel in einem Interview, das durch die Presse ging, das Wort: »Unglücklich das Land, das Helden braucht!«¹ Wir wissen, daß auch Bert Brechts großartige »Mutter Courage« sich so äußern kann, und wir achten die vulgäre, aber hintersinnige Ironie, die dabei im Spiele ist.²

Wehe aber einer Jugend, die aus solchen Pointiertheiten mehr machen würde als die Feststellung, daß auch das Größte dieser Welt im Zwielflicht stehe, daß es nicht ohne dunkle Ränder und ohne den Mehltau des Fragwürdigen sei. Wehe denen, die dem »Augenblick« der Infragestellung Dauer verleihen und aus Mephistopheles einen Propheten machen wollen, die das Große vermiesen, bloß weil es jenen »dunklen Punkt« hat. Wir dürfen nicht nur von der *Finsternis* reden, wenn begründet werden soll, warum die Sterne leuchten, und wenn von den Adlern die Rede ist, die in jenem Finstern wohnen.³

Dürfen wir uns darum das Bild des »Helden« verdunkeln lassen, dürfen wir es snobistisch abtun, nur weil dieses Bild vor dunklen Folien zu leuchten pflegt, weil erst Gefahr und Tod und Tyrannei ihr Medusenhaupt erheben müssen, damit Helden werden können?

Oh, es fällt uns nicht leicht, dieses Wort »Held« in den Mund zu nehmen; denn Unwürdige haben es geschändet

¹ Als Zitierung des polnischen Schriftstellers Marek Hlasko ausgegeben. ² Bert Brecht, Stücke, Bd. VII, 1957, S. 89.

³ Hölderlin, Patmos.

und zum Bestandteil einer dämonischen Phrase werden lassen. Aber in dieser Stunde und in Verbindung mit dieser Frage sei dieses Wort uns erlaubt. Und indem wir es so aus dem Staube erheben, in den es gesunken ist, verweigern wir den Tyrannen von einst das Recht, uns eines Wortes zu berauben, das den Wertetafeln unserer Tradition unverlierbar aufgeprägt und das uns teuer ist.

Und so sei denn die Frage gestellt:

Was darf uns, die Nachwelt, hindern, jene Rühmung auszusprechen, es habe einmal Heldentum unter uns gegeben, als die Nacht sich über unser Land legte — — — und also habe nicht *nur* die Finsternis über uns herrschen dürfen? Es mußte die Nacht wohl geben, damit dieses Leuchtende möglich würde. Aber die Nacht fand auch ihre Grenze an ihm:

Wo aber Gefahr ist, wächst

Das Rettende auch.

Im Finstern wohnen

Die Adler, und furchtlos gehn

Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg

Auf leichtgebaueten Brücken.¹

So lassen Sie mich schließen mit der Bitte, man möge es nicht als Mißklang oder Taktlosigkeit verstehen, wenn manches Harte und Ärgerliche in dieser Stunde laut werden mußte. Über den Ruinen einstiger Lebensschicksale wächst so leicht Gras. Und manchmal, wenn ich nach Fliegerangriffen auf den schuttbeladenen Straßen und in den zerstörten Heimstätten nach Überlebenden suchte, stellte ich

¹ Hölderlin, Patmos.

mir mit innerem Schaudern vor, wie nach einigen Jahren dies alles mit Grün überwachsen und wie der bange Augenblick des Jetzt ein unwirkliches Einst geworden sein würde. Dann würde die Zeit dafür sorgen, den furchtbaren Ernst des durchlebten Geschicks zu verklären und ihre Legenden zu bilden. Ich wollte heute das Gras ausreißen und die Patina herunterkratzen. Mir ging es darum, eben jenen furchtbaren Ernst hörbar zu machen, der nach uns greift, wenn Größe und Schrecken der Vergangenheit die Schwelle des Heute überschreiten und auf uns zufahren. Ein großer Teil derer, die man aus verklärender Distanz als Helden verehrt, würden zu Provokateuren werden und Ärgernisse hervorrufen, wenn sie heute unter uns träten; sie würden viele ihrer Verehrer in Gegner verwandeln. Es bedarf der Verfremdungseffekte, damit wir uns nicht im Parkett des Welttheaters herumräkeln und das zu einer billigen und unverbindlichen Schau machen, wofür ein strahlendes junges Menschentum sich einmal geopfert hat. »Monumentale Historie« (Nietzsche) tut weh, wo sie ernst genommen wird. Und hier *geht* es um monumentale Historie.

LMU München
Universitätsbibliothek
Zentralbibliothek

PROFESSOR D. DR. HELMUT THIELICKE

Einige Veröffentlichungen aus den letzten Jahren:

An die Deutschen

Rede zum 17. Juni im Bonner
Bundeshaus, 75. Tausend, 24 S.,
Rainer Wunderlich Verlag Her-
mann Leins, Tübingen.

Das Bilderbuch Gottes

Reden über die Gleichnisse Je-
su, 110. Tausend, 328 S., Quell-
Verlag, Stuttgart. Übersetzun-
gen in USA, England, Japan,
Schweden, Norwegen, Holland.

Wie die Welt begann

Der Mensch in der Urgeschichte
der Bibel, 2. Aufl., 336 S., Quell-
Verlag, Stuttgart. Übersetzun-
gen in USA, England und
Holland.

Brauchen wir Leitbilder?

Ein Wort an die Jugend über
Größe und Elend der Ideale,
47 S., Furche-Verlag, Hamburg.

Begegnungen

Ein Bericht über Leben, Arbeit
und Freunde, 4. Aufl., 54 S.,
Furche-Verlag, Hamburg.

Vom Schiff aus gesehen

Tagebuch einer Ostasienreise,
276 S., 3. Aufl., Verlag Gerd
Mohn, Gütersloh. Übersetzung
in USA.

Theologische Ethik

Bd. I (Theologische und philo-
sophische Grundlegung, 752 S.,
2. Aufl., Übersetzung in USA),
Bd. II, 1 (Mensch und Welt,
666 S., 2. Aufl., Übersetzung
in USA), Bd. II, 2 (Ethik des
Politischen, 811 S.), Verlag
J. C. B. Mohr, Tübingen.

Offenbarung,

Vernunft und Existenz

Die Religionsphilosophie Les-
sings, 173 S., 4. Aufl., Verlag
Gerd Mohn, Gütersloh.

Sprechplatten:

An die Deutschen

Deutsche Grammophongesellschaft Hamburg, Nr. 44 014

Wie das Böse in die Welt gekommen ist

Deutsche Grammophongesellschaft Hamburg, Nr. 42 011

